



XXXIV.

Ich habe ein glühend ersehntes Ziel vor Augen bin im Besitze reicher Mittel, mein Rang sichert mir den Zutritt zu den Mächtigen der Erde: — sollte ich da nicht mit hoffnungsvollem Eifer an die Arbeit gehen?

Und diese Arbeit — die ja vorerst nur in der Phantasie verrichtet wird, brauche ich nicht in bestimmte Programmpunkte und abgesteckte Linien einzuteilen, denn das Unerwartete und Zufällige würden mir Bundesgenossen sein. Nur die Aufgabe sähe ich vor mir: von einem zum anderen gehen und wiederholen, was der Sinn meiner damaligen Worte im Rauchzimmer des Botschaftspalais war: **Es will etwas werden, König!**

Einer oder der andere wird doch den Anfang machen wollen, das werdende in die Hand zu nehmen . . .

Nicht von meiner schwachen Stimme allein, von allen Seiten sollen diese fünf Worte an das Ohr der Gewaltigen schlagen. Fast in jedem Lande weiß ich unter den Politikern und Staatsmännern wenigstens einen, der von dem gleichen Wunsche nach veränderten internationalen und socialen Zuständen beseelt ist; doch alle fühlen sich zu vereinzelt, um damit hervorzutreten. Sie mit-

einander in Verbindung bringen, sie gegenseitig mit ihren Zielen und Ideen bekannt zu machen, das wäre keine schwere Sache. Zuerst schlossen sich zwei oder drei einflußreiche Mitarbeiter an, endlich eine ganze Schar. Wer weiß? Zufällig könnte auch im Geiste eines der drei oder vier Großen, die heute das Schicksal der Völker in Händen haben, ein Funke sich entzünden . . .

Da höre ich wieder den modernsten geschichtsphilosophischen Einwand: Nicht Menschen, nicht Heroen lenken die Ereignisse; die politischen Zustände ändern sich durch den Zwang wirtschaftlicher Verhältnisse, durch Dinge, über welche die Individuen — und seien sie auch noch so hochgestellt — keine Macht haben. Sonderbar, daß diese überlegene Anschauung meist nur dann hervorgekehrt zu werden pflegt, wenn die Forderung sich erhebt, daß durch eine konkrete, augenblickliche That etwas Gutes, Beglückendes ins Leben gerufen werde. Da wird man mit dem Hinweis auf das anonyme Werk der Jahrhunderte vertröstet.

Niemand aber wird leugnen, daß für einen einzigen — einen Napoleon I. z. B. — die Möglichkeit gegeben ist, aus eigener Machtvollkommenheit das größtmögliche Unglück über einen ganzen Erdteil zu verhängen. Die gleiche Machtfülle könnte doch, wie sie das Verderben schaffen kann, ebenso die Beglückung schaffen. Das unumschränkte Entscheidungsrecht über Krieg und Frieden ist nicht nur dahin zu verstehen, daß bloß zu wählen sei zwischen: den Krieg erklären oder nicht erklären. Es giebt auch noch diese Wahl: den Frieden erklären oder nicht.

Unsere Fürsten, die man als ‚Friedensfürsten‘ preist, haben bisher in beiden Fällen das negative Verhalten gewahrt. Sie haben den Krieg nicht entfesselt, sie haben aber auch den Krieg nicht überwunden. Der Drache wird nur an einer losen Beine

gehalten — der Ritter Georg, der ihn erlegt, muß erst kommen. So wie die Monarchen die Macht haben — wenn sie wollen — das positive Unglück des Krieges zu dekretieren, so hätten sie auch — wenn sie wollten — die Macht, das positive Glück des Friedens zu schaffen. Menschenwert — so sehr es auch auf unwandelbaren Naturgesetzen beruht — Menschenwert ist alles in unserer Kultur; Brücken und Schiffe, Gesetze und Einrichtungen, Eisenbahnen und Webstühle, Verfassungen und Verträge: nichts von alledem entsteht von selber. Was gehört — beim gegenwärtigen Stande der Dinge — dazu, um die Verheerungsfurie loszulassen? Ein Mobilisierungsbefehl. Was gehörte dazu, um — was noch niemals ernstlich versucht worden ist — den internationalen Frieden einzusetzen? Die Einberufung einer Konferenz der Mächte mit den Programmpunkten Staatenbund — Völkertribunal — Abrüstung.

Der letzte Punkt wäre das Ergebnis der beiden ersten. Dabei wäre doch die Aufrechterhaltung einer internationalen Truppe verstanden zum Schutze gegen einzelne Friedensbrecher inner- und außerhalb des Bundes, zur bewaffneten Hilfe der gewaltthätig Bedrängten. Der Hilferuf gequälter Nationen (o Armenien, mit deinen 300 000 Leichen!) wird von den Mitnationen, wenn diese nicht mehr untereinander sich bedrohen, ebensowenig überhört werden dürfen, als heute auf belebter Straße der Hilferuf eines überfallenen Mitmenschen vergebens verhallt.

Eine neue Aera — das Wort klingt so morgenrötlich glorienhaft — eine neue Aera würde die Abhaltung jener Konferenz einleiten. Die Erfüllung brächte sie von dem, was die Kulturwelt am heftigsten ersehnt. Wohl würde das Ergebnis — wie alles Neue — auf den Widerspruch einiger stoßen (gerade heute las ich den heftigen Protest der Wiener

Zieler gegen den Bau der elektrischen Stadtbahn), aber sicher nicht auf den Widerstand der Allgemeinheit. Für diese brachte es jubelnde Freude.

Wer sich dahinein zu denken vermag, dem will es scheinen, als müßte dieses Ziel das höchste, das nächste, das einzigste sein, auf welches alle Kräfte hinzulenken wären. Man begreift nicht, daß nicht ein heiliger Kreuzzugseifer alle Schichten der Völker erfaßt, daß die Mächtigen der Erde nicht der glühende Ehrgeiz beseelt, die ersten zu sein, das erlösende Banner aufzupflanzen!

Freilich, es mag ein eigener Größenrausch in dem Bewußtsein liegen, daß man unumschränkt über bewaffnete Regionen verfügt; daß vom Zucken der eigenen Wimpern es abhängt, ob Hunderttausende sterben müssen oder nicht; daß man von einem Wall umgeben ist, mit Hunderttausenden von Bajonetten bepflanzt, der die eigene Macht beschützt; es muß beinahe einem gottähnlichen Allmachtsgefühl gleichkommen — denn was ist geeigneter, den Stolz, den trohigsten und titanenhaftesten Stolz zu wecken, als dieses Bewußtsein der eigenen Furchtbarkeit — ist ja doch die höchste Form der Ehrung die Ehrfurcht?

Es ist begreiflich, daß auf solche Machtfülle nicht leicht freiwillig verzichtet werde. Darum stößt die Idee der Abrüstung zumeist auf Widerstand bei den Monarchen — ebenso die Idee des Staatenbundes oder des Völkertribunals, denn diese Einrichtungen würden die Abrüstung zur natürlichen, unausbleiblichen Folge haben. Andererseits giebt es wohl keinen unter den heutigen Herrschern, den der Gedanke der Abrüstung nicht schon öfters erfaßt hatte . . . er wird aber nicht zu Ende gedacht. „Einmal wird es ja kommen müssen, denn die Rüstungsüberbietung kann unmöglich ins Unendliche sich fortsetzen, aber — ,après nous le — désarmement!“ Man

wird doch den Becher nicht selber zerbrechen, aus dem man jenen köstlichen Größenrausch trinkt!

Wirklich nicht? Also wären die keines Opfers fähig, die stets den Opfermut als höchste Tugend preisen und es fordern, daß alles Blut und Gut freudig für sie dahingegeben werde?

Es wäre aber nicht einmal ein Opfer. Der Becher, der da zerbrechen werden sollte, er hat schon gar arge Sprünge, und täglich wird seine Gefe bitterer . . . Und um wie vieles köstlicher wäre der andere Trunk, um wie vieles beseligender der Rausch der größeren Größe. Hunderttausend Todesurtheile sprechen können: das ist freilich eine Prærogative hoher Gewalt, — aber Millionen Leben vor der drohenden gewaltsamen Vernichtung retten: das muß doch eine stolzere Bethätigung derselben Gewalt sein. Denn damit wäre über Wohl — statt Wehe —, über Leben — statt Tod —, nicht nur für die eigenen, gegenwärtig lebenden Unterthanen entschieden, sondern für die übrigen Völker und die kommenden Geschlechter.